



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Briefe aus Wien.\*)

Nähere Details über das Ende des unglücklichen Grafen Ugarte. — Die Siguorianer. — Die Herabsetzung des Briefportos und was sie für Oesterreich selbst noch zu wünschen übrig läßt. — Journale. — Das Vorhaben der Redacteure. — Postscriptum. — Verath. — Joseph II. und die Walthalla. — Politische Dichter. — Saphir. — Der greise Olympey. —

Das unglückliche Ereigniß, welches vor Kurzem ganz Wien alarmirte, wirft ein deutlicheres Licht auf das Gewebe der hiesigen Adelsverhältnisse und den Geist, der die hohen, adligen Kreise dominirt. Der Uhlanenoberst Graf Ugarte, Dienstkämmerer bei Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Ludwig, hatte zu Pestöny, einem ungarischen Badeorte, mit der Tochter des Wiener Bankiers Kaan eine Bekanntschaft angeknüpft, die sich durch mehrere Jahre hingog und welcher der Graf sein früheres Verhältniß zur Gräfin H..... aufopferte. Vor wenigen Monaten endlich verlobte sich der Oberst mit dem lieblichen, hochgebildeten, jungen Mädchen. Nun erhob sich aber mit einem Male ein fürchterlicher Sturm gegen den Mann, der sich beikommen ließ, sein altadeliges spanisches Blut mit dem kaum christlich gewordenen der Bankiersfamilie zu vermischen; alle Glieder des gräflichen Hauses, besonders seine Schwester, eine bejahrte Stiftsdame, und der Gouverneur von Mähren, Bruder des Obersten, versuchten es, ihn durch gütliche Vorstellungen und Vorwürfe von seinem Vorhaben abzubringen. Der Graf war zu viel Ehrentmann, um seinem Worte untreu zu werden; allein beirrt, gebrängt und rathlos, faßte er endlich den furchtsam-heroischen Entschluß, sich diesem furchtdaren

\*) Nicht vom Verfasser der „Beschaulichen Briefe aus Oesterreich.“ D. Red.

Dilemma durch eine blutige Katastrophe zu entziehen. Am Vorabend des zu seiner Hochzeit bestimmten Tages, den er noch im Kreise jener Familie zubrachte, welcher er in Kurzem durch heilige Bande angehören sollte, kam er gegen Mitternacht trübsinnig und verstört in seine Wohnung in der Hofburg, nahe den Gemächern des Erzherzogs. Sein Jäger, der nach dem Ereigniß verhört worden, sagte aus, er habe an seinem Herrn eine auffällige Veränderung wahrgenommen und dies habe ihn bewogen, ihn durch das Schlüsselloch zu belauschen. Der Graf schrieb bis zwei Uhr Nachts und legte sich sodann zu Bett. Um halb sieben Uhr brachte ihm der Diener das Frühstück und hier war es, wo er aus der Hand des Grafen einen versiegelten Brief an den Obersthofmeister Sr. kais. Hoheit, den Grafen Coudenhoven, erhielt, worin er denselben ersuchte, nach seinem baldigen Tode das im Zimmer stehende Schmuckkästchen sammt Schreiben in die Hände seiner unglücklichen Braut niederzulegen. Kaum war der Jäger auf der Treppe, so erfolgte ein Knall, und nachdem die zugeschlossene Thür aufgesprengt worden, fand man den Grafen mit durchschossenem Herzen ausgestreckt auf dem Bett liegen, in der linken Hand noch eine zweite, geladene Pistole haltend; auf dem Tische brannten noch die Lichter und stand jenes erwähnte Schmuckkästchen mit dem Briefe, das noch am selben Morgen seiner Braut abgegeben wurde. Auf höhern Befehl erfolgte die Einsegnung der Leiche ohne allen militärischen Pomp ganz in der Stille, und erst auf dem Stammgute in Mähren bei der Beisetzung in die Familiengruft wurde ein feierliches Leichenbegängniß abgehalten. — Seine liebliche Braut beharrt seitdem auf ihrem Eintritt in ein Kloster, ein Entschluß, der in letzterer Zeit, namentlich seitdem die Liguorianer festeren Fuß gefaßt haben, in adligen wie in bürgerlichen Kreisen nichts Seltenes ist. In diesen Tagen erst wurde die noch jugendliche Tochter des Vicepräsidenten der Regierung, Freiherrn von L..., in den Orden der Redemptoristen aufgenommen. Wie sehr sich die wiedereingeführten Jesuiten in der Gunst der Hochgestellten festgesetzt haben, beweist eine vor wenigen Wochen erlassene Verordnung des Monarchen, wodurch diesem Orden auch in den übrigen deutschen und italienischen Staaten in Bezug auf Vermächtnisse und ewige Schenkungen dieselben Vorrechte ertheilt werden, welche er bereits seit 10 Jahren in Galizien genießt. Indem ich mir auf den nächsten Brief nähere Mittheilungen über das Wachstum dieses Ordens in den westlichen Theilen der Monarchie vorbehalte, sei es hier nur noch kurz erwähnt, daß die Glieder des Ordens vom St. Liguorius täglich an Einfluß und Zahl zunehmen und ihre Macht bis in die untersten Kreise der Bevölkerung erstrecken.

Der große Umschwung des Verkehrs, der sich zum Theil noch ankündigt, zum Theil schon eingetreten ist, erzeugt eine Reihe von Postverträgen der hohen Staatsbehörde mit den angrenzenden deutschen Bundesstaaten, und wie man hört, sollen sich die Erleichterungen des Briefverkehrs selbst auf die Schweiz und nach Frankreich erstrecken. Bisher sind solche Postverträge mit den Regierungen von Baiern, Baden und Sachsen abgeschlossen und jener mit Baiern vor einiger Zeit bereits in Wirksamkeit getreten. Ist man in diesem auch von der Ansicht ausgegangen, dem schriftlichen Verkehr des korrespondirenden Publikums möglichst wenige Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und hat man deshalb auch das gezwungene Franco aufgehoben und den Portosatz auf ein Maximum von 20 Kreuzer festgesetzt, was den aufrichtigsten Dank verdient, so ist man im Inland doch noch sehr weit entfernt von den niederen Portosätzen Englands und noch einiger andern Länder. Denn wenn man nach dem neuen, vor ein paar Monaten publicirten Posttarif den Portosatz für die Entfernung bis 10 deutsche Meilen auf 6 Krz. und für die Distanz über 10 Meilen auf 12 Kreuz. stellt, so kann man unmöglich sagen, dem Briefverkehr sei eine wesentliche Erleichterung zu Theil geworden, indem nach dem früheren Tarif bei dem Maximum von 14 Kreuz. bis an die Grenze eine Scala beobachtet wurde, die nach der Geringfügigkeit der Entfernung bis auf den Betrag von 2 Kreuz. herabging und somit die Distanzen mit dem Porto in ein mehr entsprechendes Verhältniß brachte, während die summarische Auffassung des gegenwärtigen Tarifs blos das große reiche Handelspublikum begünstigt, das in die Ferne briefwechselt, eine Eigenschaft, die man auch dem seit 1841 geltenden Stempelpatente nachweisen kann, das den niedern Stempel erhöhte, den höhern aber, der früher bis auf 100 Fl. stieg, auf 20 Fl. reduzirte. Doch hat die Weisheit der Staatsverwaltung diesen Umstand selbst bestens erkannt und in einem offiziellen Artikel der Hofzeitung die Bemerkung einfließen lassen, daß man die Absicht hege, mit der Zeit das Porto für jeden Brief ohne Unterschied der Entfernung auf eine Mittelstaxe von 6 Kreuz. zu stellen, eine Wohlthat, die wahrscheinlich dann eintreten wird, sobald das projectirte und bereits in der Ausführung begriffene Eisenbahnnetz vollendet ist, das dem Staate eine Menge Auslagen in Bezug der Postanstalt erspart und durch verminderte Regiekosten auch einen geringern Ansaß erlaubt.

In der Literatur haben sich in der letzten Zeit nur unerhebliche Veränderungen ergeben und die Journalistik schlecht, mit Ausnahme der ungarischen Zeitungen, matt und bedeutungslos dahin. Doch auch auf diesem Felde beginnt der neue Geist sich zu regen, und dem Vernehmen nach haben sich die

Redacteurs der sämmtlichen Wiener Blätter, die am meisten zu leiden haben von der Gedankenscheere, der Censur, dahin vereinigt, an S. Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Ludwig, den Staatskanzler, den Minister Grafen Kolowrat und an den Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky eine Vorstellung einzureichen, in der gegen die übermäßige Strenge, welche kaum mehr erlaubt, historische Facta ohne alle Reflexion zu erzählen oder eine wahre Theaterkritik zu schreiben, alle Bedenken des Rechtes und der Billigkeit in Bewegung gebracht werden. Ich zweifle nicht, daß den Bittstellern tröstliche Versicherungen zu Theil werden, allein ihre Eigenschaft als Redacteurs wird den Gegnern einer freieren Pressbewegung eine willkommene Waffe bieten, die Petition als eine vom Privatinteresse eingegebene Bitte darzustellen, wie etwa dieser oder jener Industriezweig um die Abschaffung von Einrichtungen petitionirt, die ihn am größern Gewinn hindern, eine Erfahrung, welche die Buchhändler in Oesterreich schon mehr als einmal gemacht haben. So lange man nicht den Geist und die freie Wissenschaft als unveräußerliche Hüter des öffentlichen Lebens anerkennt, wird die Literatur in diesem Lande niemals eine würdige und ehrenvolle Stellung erhalten. Die periodische Presse hat, wie die Ankündigungen aller Welt bekannt machen, mit dem neuen Jahre einen Zuwachs von drei Blättern erhalten, nämlich eines politischen Journals in ungarischer Sprache, das unter der Leitung des als Romanschriftsteller und Eiferer für Judenemancipation bekannten Baron von Cötvös in Pesth erscheinen soll, dann einer theologischen Zeitschrift unter dem Titel: Katholische Blätter aus Tyrol, deren Tendenz am klarsten durch einen charakteristischen Druckfehler im Prospectus bezeichnet wird, wo statt der Jahreszahl 1843 die Zahl 1384 zu lesen war, und endlich eines französischen Blattes unter der Redaction eines Professors Hoffstetter in Wien: Salon littéraire et narratif, das blos Nachdruck liefert und sich daher unter der Aristokratie, welche den „Charivari“ und andere Pariser Journale liest, nicht lange wird behaupten können.

K a i n e r.

P o s t s c r i p t u m.

Zu gleicher Zeit mit dem obigen Briefe kommt der Redaction d. Bl. noch ein zweites Schreiben aus Wien zu, welches gleichfalls über das Vorhaben der Wiener Redacteurs berichtet und Folgendes hinzufügt:

Merkwürdig genug wußte man gleich nach der Zusammenkunft jener Herren höheren Orts Alles, was berathschlagt worden, und man behauptet, daß ein durch seine im Ausland über Oesterreich publicirten Schriften bekannter hiesiger Redacteur Alles frischweg bei der Polizei rapportirt habe. Ein anderer vielbekannterer Herausgeber eines sehr verbreiteten Journals ist jenem

Vorhaben nicht beigetreten, sondern hat seinerseits ein Dankschreiben an die Polizeihofstelle gerichtet für den Schutz, den sie ihm im abgelaufenen Jahre angedeihen lassen! Uebrigens glaubt man mit Bestimmtheit, eine Censurverleichterung erwarten zu dürfen: allerlei Symptome deuten darauf hin. Hierunter gehört z. B. auch ein in Frankl's „Sonntagsblättern“ vor Kurzem unter der Ueberschrift „Walhalla“ erschienenenes Gedicht. Bis jetzt war bekanntlich jede Lobpreisung Joseph's II. und seiner Ideen ein Feld, das man nicht betreten durfte; obgleich der selige Kaiser Franz seinem großen Oheim eine bronzene Statue auf dem Josephsplatze gesetzt hat, so ließen es unsere Censoren darum doch keinesweges zu, daß man ihm auch ein papiernes Denkmal setze. Man durfte Joseph II. weder tadeln, noch loben: nicht tadeln, denn er war Kaiser; nicht loben, denn er war Revolutionär. Das erwähnte Gedicht von Frankl ist daher ein kleines Actenstück, das, — wenn es nicht zufällig vielleicht der Aufmerksamkeit des Censors durchschlüpfte, — einen Uebergang im Censur-Prinzip andeutet, um so mehr, als darin nicht nur ein feuriges Lob Joseph's II., sondern auch ein herber Tadel des Königs von Baiern (der bekanntlich Joseph II. eben so wenig einen Platz in der Walhalla gönnte, als Luther) ausgesprochen ist. Ein gekröntes Haupt zu tadeln, und wäre es auch nur über den Schnitt seiner Nachtmüße, gehörte bisher zu den verpönteften Literatur-Unthaten.

„— Bilger kommen nah und ferne

Durch Feld und Thal und auf dem Strom,  
Zu sehen dort, wenn auch nicht gerne,  
Die deutsche Treu' im griech' schen Dom.

Ich sah die stolzen Siegermienen  
Und den unsterblich edlen Chor,  
Nur Einer fehlte unter ihnen,  
Dem Wen'ge gleich, nach wie zuvor.

Sein Auge war die Frühlingssonne,  
Die rasch den Schnee von Saaten streift,  
Und die mit Auferstehungswonne,  
Mit Blüthensdrang den Geist ergreift.

Das stolze Monopol der Freiheit,  
Es ward zum allgemeinen Gut;  
Geist, That und Liebe war die Dreieit,  
Die ihn erfüllt mit frommer Gluth.

Sprich, weiser Pförtner der Walhalle,  
Wohl war der Raum zu klein für den?

u. s. w. u. s. w.“

Ob nicht die strengen Censur=Maßregeln, zu welchen man neuerdings in Preußen und Sachsen zurückgekehrt ist, auf die bessern Vorsätze, die man vielleicht hier hatte, nachtheilig wirken werden, ist schwer zu beantworten. Herwegh's Ausweisung hat hier nicht geringes Aufsehen gemacht; sie ist selbst in den obern Kreisen mißbilligt worden. Hiesiger Seits ist man nämlich von solchen Gelat machenden Maßregeln zurückgekommen. Es befindet sich in diesem Augenblicke eine hübsche Collection verpönter politischer Dichter ruhig und ungestört in unserer Mitte: Grün, Lenau, Dingelstedt; Karl Beck will gleichfalls sich hier niederlassen. Es wäre allerliebste, wenn der aus Berlin und Zürich verwiesene Herwegh seine Schritte hierher richtete. Fühlt man sich hier sicherer als in Preußen? Es wäre ein glänzender Meisterstreich der österreichischen Staatsklugheit, wenn man gerade in diesem Augenblicke, wo Preußen einen Rückschritt gemacht hat, durch ein günstiges Pressegesetz diesem Nebenbuhler den Vorsprung in der öffentlichen Gunst Deutschlands abgewinnen würde.(?)

Der Fasching hat bereits begonnen; die Concert=Ueberschwemmung, die alljährlich, wie der Nil in Aegypten, über uns hereinbricht, hat auch nicht auf sich warten lassen. Das Interessanteste in diesem Genre war bisher Saphir's Vorlesung und Castell's Privat=Concert. Saphir weiß seinen Akademien immer Reiz zu geben. Das Publikum ist ihm noch nicht untreu geworden. Die Kaiserin=Mutter und der Erzherzog Franz Karl bleiben nie aus. Er hat durch seine Vorlesungen bereits gegen 40,000 Fl. Conv.=M. verschiedenen Wohlthätigkeits=Anstalten zugewandt; für einen Literaten eine nicht zu verachtende Gabe! Merkwürdig war das Privat=Concert, welches Castell im Saale des Musikvereins zum Besten des 83jährigen Kapellmeisters Gyrowetz gab. Dem alten Manne, der durch 40 Jahre freien Eintritt in das Kärntner=Thor=Theater gehabt hatte, das er durch seine Opern „Agnes Sorel“ und „Der Augenarzt“ unzählige Mal gefüllt hat, wurde plötzlich von dem geizigen Impresario, Herrn Ballochini, die Eintritts=Karte weggenommen. Um den Greis, dem der Schauplatz seines früheren Wirkens zum abendlichen Bedürfnis geworden war, in den Stand zu setzen, auch ferner das Theater zu besuchen, veranstaltete Castell ein Concert, in welchem nur komische Piecen aufgeführt wurden. Der Raum war von dem glänzendsten Publikum gefüllt; alle Notabilitäten der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur hatten sich redlich eingestellt. Castell, die alte ungetrübte Personification des Wiener Spases, sprach selbst den Prolog, den er zu dieser Gelegenheit verfaßt. Der greise Operndichter hatte gleichfalls eine eigens für diese Gelegenheit componirte Piece: „Die Dorfschule“ geliefert. Staudigl sang mit Humor den Schul-

meister; der Knabenchor wurde mit vieler Präcision und Ergöglichkeit ausgeführt. In einer andern Piece dieses Abends spielte Bauernfeld die Kindertrompete, Vieuxtemps und der Violoncellist Merk wirkten mit. — Sie sehen, es ist Alles beim Alten, Trauriges und Lustiges; 's ist holt immer das alte Wien.

## II.

## N o t i z e n.

Pariser Höllebraten und deutsche Himmels-Candidaten.

Es versteht sich von selbst, daß wir Deutsche lauter Muster von Tugend und Sitteneinheit und die Franzosen lauter Höllebraten und zuchtlose Menschen sind; daß wir in den Himmel und sie in's Fegefeuer kommen werden. Denn warum hätten wir sonst eine so väterlich überwachte Presse, eine so gottesfürchtig begrenzte Bühne? Warum hätten wir sonst die so große Freiheit zu Dombauvereinen und Gesangbuchs-Commissionen? Warum hätten wir sonst so schlechte, langweilige, durchaus nicht verführerische Romane? Dafür sind wir auch tugendhaft, fromm, sittlich, gottesfürchtig; dafür sind wir auch bewahrt vor jenen verderblichen Ideen, die in Paris das Band der Familie lockern und die Heiligkeit der Ehe entweichen. Ist unbegreiflicher ist es, warum die Insterburger Romanbdichter allein so verführerisch schreiben, wie Alexandre Dumas, Eugène Sue und Frédéric Soulié; warum die Presse in Magdeburg allein so zügellos und unsittlich ist, wie die Pariser; warum das Theater in Frankfurt a./D. allein so losgebunden ist von aller Ueberwachung, wie die Porte St. Martin, das Gymnase und die Variétés. Denn daß es so sein muß, ersehen wir aus einem offiziellen Artikel, der bei Gelegenheit des neuen preussischen Ehegesetzes in mehreren Blättern zu lesen war und worin uns die statistische Mittheilung gegeben wird, daß in den Kreisen Insterburg, Magdeburg und Frankfurt allein im Jahre 1841 hundert und fünfzehn Ehen wegen Ehebruchs zur Scheidung kamen. In einem Jahre hundert und fünfzehn Ehen wegen Ehebruchs! Und wie Viele hüllten sich in philosophischen Stoicismus und ließen fünf gerade sein? Und wie Viele, Viele, die im Mantel der Unschuld incognito durch die Welt reisen! Offenbar muß also in der Insterburgischen, Magdeburgischen und Frankfurter Presse ein eigenthümliches, verführerisches Gift liegen. Denn der Gedanke ist fern von uns, daß wir Deutschen langweilige Romane, trostlose Dramen und eine fahle Presse haben und dabei doch nicht um ein Haar tugendhafter seien, als die Franzosen, die doch wenigstens Alles lesen und schreiben dürfen. Mit zwei Ruthen wird uns

doch der Himmel nicht peitschen. Bei all dem bleibt uns die Frage: Warum geben sich unsere deutschen Buchhändler die Mühe, die Aushängebogen der neuen französischen Romane durch Extrapost aus Paris kommen zu lassen, um sie rasch zu übersetzen? Warum machen sie sich es nicht bequemer und übersetzen aus dem Insterburgischen, aus dem Magdeburgischen und Frankfurt-an-der-Oderischen?

— — Gegen die „Briefe über Münchens Kunst und Künstler von Dr. Heinrich Merz“ sind uns zwei Artikel zugekommen. Der eine aus München selbst, mit dem Motto: „Auf einen derben Klotz gehört ein derber Keil“ trägt den Charakter einer so rohen, cynischen Polemik, daß wir zu dem Glauben berechtigt sind, der Verfasser desselben habe gar nicht auf den Abdruck gerechnet, sondern habe nur sein Mütthchen zu kühlen und seiner verletzten Eitelkeit Luft zu machen gesucht. Dagegen sind wir gern bereit, den Artikel aus Berlin, unterzeichnet Notus, trotz seiner Herbe aufzunehmen, wenn der Herr Verfasser die Güte haben wollte, sich uns zu nennen. Bei so delicaten persönlichen Hinweisen muß der Redakteur seinen Mann kennen. Wir sind es übrigens uns selbst schuldig, zu bemerken, daß wir keineswegs aus Berücksichtigung des drohenden und unverschämten Tones der erwähnten Münchener Zuschrift mit der Fortsetzung der „Zwölf Briefe über Münchens Kunst und Künstler“ eingehalten haben, sondern daß bloß räumliche Rücksichten und anderes, schnelleren Abdruck erfordern des Manuscript uns bewegen, jene Fortsetzung erst in unserm nächsten Hefte wieder aufzunehmen.

— — Die belgische Violinistenschule, die durch Veriot, Vieurtemps, Hausmann, Prume &c. sich so vielen Ruhm erworben hat, wird auf Deutschland einen bedeutenden Einfluß üben, da Veriot — der in letzter Zeit Professor am Brüsseler Conservatorium geworden ist — einen Kreis junger Violinspieler um sich versammelt hat, die aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands von ihren Eltern nach Brüssel gesendet werden, um den Unterricht des berühmten Meisters zu genießen. Veriot's junge Frau (bekanntlich hat er sich nach dem Tode der Malibran wieder verheirathet), eine lebenswürdige Wienerin, ist seinen deutschen Jüngern ein freundlicher Genius. Als den talentvollsten unter diesen jungen deutschen Violinspielern müssen wir den jungen Möser nennen, es ist dies der Sohn des bekannten Berliner Tonkünstlers.

— — Die „Rheinische Zeitung“, die am 31. März hingerichtet werden soll, hat ihre Geranten appelliren lassen. Ihr Tod scheint aber fest beschlossen; man hat ihr einen Beichtvater geschickt: einen Ministerialsecretair, der, als zweiter Cenfor, bis zu ihrem Erlöschen über ihr Seelenheil zu wachen und

die letzten wild flatternden Locken ihr vom trotzigem Nacken zu schneiden hat. Die Franzosen nennen dies, bei gewissen Gelegenheiten, *faire la toilette*. Als bei einer Nummer der „rheinischen Zeitung“ jüngst ein Ueberfluß an Censur und in Folge dessen ein gänzlicher Mangel an Text eintrat, rieth ein gesinnungsloser Witzling den Redacteurs, das ganze Blatt mit Psalmen vollzudrucken. Ob diese neue Art von Censurlücken die Censur passiert hätte?

— — Dr. Julius, sagt man, wird zu Ostern von der Redaction der Leipziger Allgemeinen Zeitung zurücktreten. Vielleicht lassen sich durch dieses Opfer die erzürnten Adler jenseits der sächsischen Grenze versöhnen und blicken wieder gnädiger auf ein Organ herab, welches für Norddeutschland so wichtig geworden ist wie die Augsburgische Allgemeine für Süddeutschland. Dr. Julius, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Verf. des Buches über Nordamerika und seine Gefängnisse, ist Preuße und ursprünglich Theologe, der sich moderner Weise vom Kreuz der Gottesgelehrtheit zum Schwert der Politik gewandt hat. Es ist ein ziemlich junger und bescheidener, stiller Mann. Einige wollen in seiner Physiognomie eine auffallende Aehnlichkeit mit Herwegh entdeckt haben. Das Gemüth scheint bei ihm vorzuwalten und die Entschiedenheit, mit der er seine Ueberzeugungen sprechen ließ, machte selbst in Leipzig Sensation und steigerte das Interesse für die Brockhaus'sche Zeitung. Indessen mag man dies anderswo für einen zu grellen Uebergang gehalten haben. Dr. Julius ist unlängst dem hiesigen Literatenverein beigetreten.

— — Laube's „Zeitung für die elegante Welt“ bringt als Beilage deutsche Moden aus dem 16. Jahrhundert und will ungefähr andeuten, wie sich mit geringen Modificationen daraus eine moderne, selbständige deutsche Tracht hätte bilden können. Dies ist für ein Modenblatt ein sehr hübscher Einfall. Einige nationale Enthusiasten aber haben die Sache ernst genommen und drohen, nachdem sie mit den genialsten Schneidern von Kleinparis sich berathen, beim nächsten Zweckessen als Nationaltrachtler aufzutreten. Man kann sich die Aufregung unter den hiesigen Damen vorstellen. — Ein gesinnungsloser Witzling hat eine Caricatur erfunden: „Deutsche Nationaltracht.“ Ein Mann, ganz in Ericots, ein Bärenfell um die Schultern, eine fürchterliche Keule in der Hand, sitzt unter den Eichen des hercynischen Waldes oder des Rosenthals, eine Cigarre rauchend und belorgnetirt eine vorübergehende deutsche Frau. Diese, ebenfalls in ein Bärenfell gekleidet, hat einen Stecher am Auge und liest die „Zeitung für die elegante Welt.“ Hinterher geht eine ditto deutsche Magd, im Arm einen Säugling, der einen ellenlangen Zopf hat.